

FRAGEN AN DEN YETI

Volker
Sielaff

Gedichte



»Das Gedicht ist die Abwesenheit einer Antwort.«

Maurice Blanchot

EINE TÜTE APRIKOSEN

Muss man immer eine erste Zeile haben,
um sich eine zweite ausdenken zu können?
Bin ich der Vater oder die Mutter dieses
Gedichts? Warum heißt es, wie es heißt?

Was ist, wenn es auf einmal groß wird?
Bin ich sein verbiesterter Priester oder
nur sein krummer Kummerkasten?
Haben Zeilen Tasten? Schwarze oder

doch nur weiße? Strieze ich mein Gedicht
oder bin ich gut zu ihm? Was wird es
mir einmal nicht verzeihen, und wie viel
Salz steckt in ihm drin? Kann ich bestehen

vor seinem Duft? Werde ich es lieben können,
auch wenn es nicht von mir ist? Genügt
ein Löffel dazu oder brauche ich auch noch
eine Gabel? Inwiefern verändert es sich,

wenn es auf Eisbären oder Aprikosen trifft?
Kann man es auch im Ganzen schlucken oder
muss man es in Wasser auflösen? Warum
sind deine Sommersprossen so schön?

JUGEND

JUGEND

WEISSE HANDTASCHE

Meine Mutter ist jeden Tag
einkaufen gegangen, sie machte sich
dafür richtig zurecht, als ginge
sie zu einer Party. Nur die Kittelschürze
behält sie trotzdem an
unter ihrer Jacke. Das Brot

kauften wir bei Bäcker Leunert.
Oben an der Ecke gab es einen
Konsum. Ein Kühlfach, Kisten
mit Milch, abgefüllt
in Flaschen. Wieder zu Hause

aß sie die Wurst gleich aus dem Papier,
ein, zwei Scheiben für den ersten Appetit.
Sie war eine gute Partie, als mein Vater
sie kennenlernte: schlank, das Haar
dunkel, glich sie einer spanischen
Infantin. Ich habe

ihr oft unrecht getan, vergaß,
wie schön sie einmal gewesen.
Als Teenager boxte ich aus Protest
ihren Arm. Ich wollte nicht wahrhaben,
dass sie sich so gehen ließ. Sie hatte
wohl Kummer. Mein Vater

versteckte sich den ganzen Abend
hinter dem Neuen Deutschland,
alle Jahrgänge. Wir hatten
gelbe Papierrollen im Schlafzimmer.

GEWITTERTASCHE

Im Kleiderschrank verwahrte sie,
in einer weißen Handtasche,
das Haushaltsgeld. Und ihre
alten Liebesbriefe.

In dieser Handtasche war alles,
was sie im Leben besaß.

An der Tür steckte immer der Schlüssel,
man brauchte nicht klingeln, ging einfach hinein.
Als meine Mutter krank wurde, wohnte ich
eine Zeitlang bei meinen Tanten. Ich rutschte
in einigen Fächern bedenklich ab. Der erste Raum
war voller Nippes. Man konnte sich nirgendwo
hinsetzen, überall lag oder stand etwas herum.
Alles wirkte plüschig, museal. Als ob dort einmal
gelebt worden wäre, man die Dinge nur nie wieder
angerührt hatte. Es ging irgendwie um Erinnerung.
Sie hieß Frieda. Auf ihrem Sofa türmten sich
die Kissen, auf Tischen standen Schalen mit künstlichem
Obst, und an einer Wand hing das Foto von Otto Mellies,
den sie verehrte. Sie mochte Männer der alten Schule,
Herzensbrecher, die es verstanden, ihre Stirn
in Falten zu legen und wichtig auszusehen.
Ich betrachtete immer zuerst das Foto,
bevor ich zu ihr in die Stube ging.

Dort wohnte und kochte sie, auf dem Herd Töpfe
mit Speisen, in einer Anrichte (Eiche, robust,
Schranktüren mit Intarsien) bewahrte sie die Gläser
mit dem Kandis auf. Es waren zwei, beide
mit Schraubverschluss: eins für den braunen,
eins für den weißen Kandis.

Wer mal musste, ging »halbe Treppe« zum
Plumpsklo. Auf dem Fenstersims lagen
aussortierte Fahrpläne als Klopapier. Ich las

DERRICK

die Namen der Orte: Radeberg, Pulsnitz, Ohorn.
Und ich mochte es, wenn Frieda die Tür
zum Kohleofen aufschraubte und langsam
Briketts nachlegte. Wenn das Kochwasser überlief,
zischte es auf den heißen Platten.

Meine andere Tante wohnte nebenan, es gab
eine Klopfverbindung. *Ich hämmere mal* hieß:
mit geballter Faust gegen die Wand klopfen
und warten, bis Antwort kommt.

Als meine Mutter krank wurde, habe ich
abwechselnd bei ihnen übernachtet.
Tante Frieda hatte eine Gewittertasche
mit allen Ausweisen drin.
Sie hatte große Angst vor Gewittern.

Als ich sie das letzte Mal hätte sehen können,
habe ich sie nicht gesehen. Ich konnte mich
auch nicht von ihr verabschieden. Niemand
hatte mir die Nachricht von ihrem Tod übermittelt.

Mein Vater und seine zweite Frau holten mich ab.
Seltsam betrübt nahmen sie mich am Bussteig
in Empfang. Weil ich mir ihre schlechte Laune
nicht erklären konnte, bekam ich Lust, ihnen etwas

Aufmunterndes zu sagen – aber es fiel mir nichts
Passendes ein. So reichte ich ihnen nur schnell
meine Tasche, und wir stiegen zusammen den kleinen
Weg zu ihrem Haus am Waldrand hinauf, pure

Idylle. Die Häuser dort trugen fast alle die Namen
von Frauen: »Haus Edith«, »Haus Beate«, »Haus
Rosemarie«. Den Abend nach dem Tod meiner Mutter
verbrachten wir zusammen vorm Fernseher.

Es sei jetzt sicher schwer für mich, sagte die Frau
meines Vaters, die Erika hieß. Wir aßen zusammen
und nach dem Essen schauten wir uns eine Folge
»Derrick« an. Danach gingen wir alle wortlos zu Bett.